

Die West im Bild

Unterhaltungsbeilage zur ostmärkischen Tageszeitung Die Presse

Verlag der G. Dombrowski'schen Buchdruckerei in Thorn

1916

Sonntag, den 7. Mai

Nr. 19



Phot. Leipziger Presse-Bureau

Zu den erbitterten Kämpfen bei Verdun:
Deutsches Lager am Fuße der Côte Lorraine

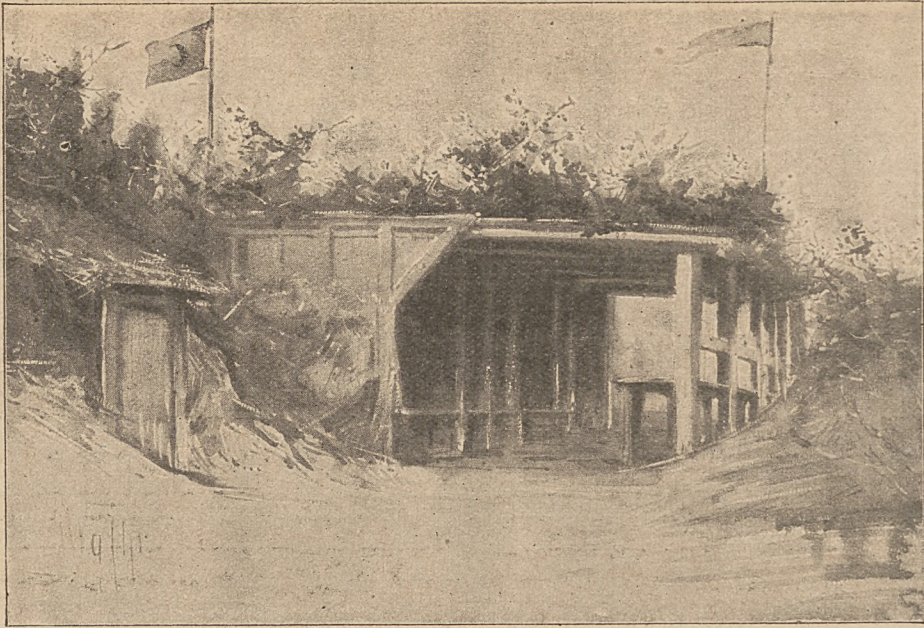
Bergeltung

Von Johanna Weiskirch

Durch die türkischen Lande ging die Kriegstrommel und rief die Söhne Osmans unter die Fahne mit dem Halbmond und dem Stern. Da war nicht einer unter ihnen, der ihr nicht mit Freuden gefolgt wäre. Galt es doch, den alten Erbfeind, den Moskowiter, zu bekämpfen und mit ihm seine Verbündeten. Galt es doch, diesen Kampf an der Seite derer zu führen, denen die Freundschaft der Türken schon lange gehörte, die ihnen zu Bundesgenossen im großen Völkerringen erwachsen: an der Seite der Deutschen! Stolz reckten sich die Söhne Osmans im Gefühl dieser von ihnen so heiß ersehnten Zusammengehörigkeit auf. Der kriegerische Geist ihrer Ahnen erwachte in ihnen, und mit ihm der Glaube an ihr Kismet, das in diesem Falle Sieg, Sieg und nochmal Sieg hieß!

Das waren große, erhebende Tage in der Türkei, die der Mobilmachung, ganz besonders aber in der wunderbaren Hauptstadt, in Konstantinopel! Und sie wurden noch erhebender, da das Fetwa des Scheich ul Islam alle Anhänger des Propheten auf der ganzen Erde in den Heiligen Krieg rief! Da mischte sich ein Rauschen wie von Koranblättern in den Schall der Kriegstrommel, und neben der Fahne mit dem Halbmond und dem Stern wehte die grüne Mohammeds.

Auch an die süßen Wässer von Asien hatte der Kriegsruf in eines der prächtigen Sommerhäuser,



Ein Verbandplatz hinter der Front von Gallipoli

Die sechs Bilder auf dieser und der gegenüberstehenden Seite führen uns zu den Sanitätskolonnen unserer türkischen Verbündeten. Die Blättchen brauchen keine weit-schweifigen Erläuterungen — vielleicht bis auf eines, das uns in ein Mannschaftszelt aus dem Lazarett bei Akbasch weist. Es könnte beim Betrachten dieses Bildes leicht der Anschein geweckt werden, als ob der Diener die Kranken bespritze. Das tut er aber nicht, sondern er wehrt mit einem Fächer die Fliegen ab. **

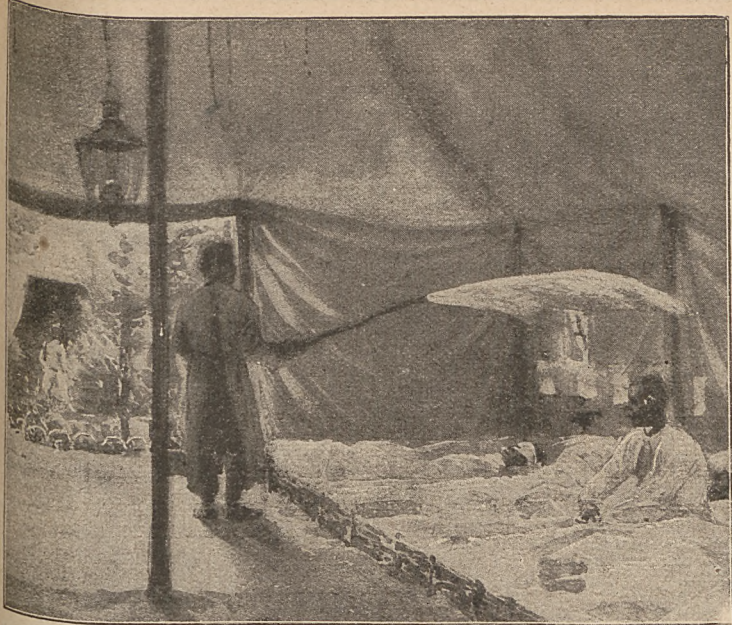
war, daß Zeffi-Bei und die Seinen, für die er zu jeder Zeit sein Leben gelassen hätte, wenn es notwendig gewesen wäre, große Stücke auf ihn hielten. Namentlich aber Halil, der, noch nicht lange der Kriegsschule entwachsen, als junger Offizier im Heer diente. Dieses fast patriarchalische anmutende Verhältnis zwischen der Herrschaft und dem Diener datierte aus der Zeit, da Zeffi-Bei und die Seinen unter der Spionens- und Günstlingsregierung Sultan Abd ul Hamids in der kleinasiatischen Verbannung schmachteten. Das war in Wan gewesen. Ueber ein Jahrzehnt hatte es gedauert, ehe die jungtürkische Revolution,

wie sie sich reiche und vornehme Türken dort so gerne im Schatten herrlicher Säulenhallen und beim Marmorheller Bäche bauen, seine heilige Begeisterung gewonnen. In dem hell gestrichenen weitläufigen Holzsaal mit den grünen Säulen und den mit zierlichem Schnitzwerk versehenen Veranden und Balkonen wohnte Zeffi-Bei mit seiner Gattin, der reichen Meschide-Sanum, und dem einzigen Sohn Halil. Unter der zahlreichen Dienerschaft nahm Mehmet, ein in den vierziger Jahren stehender Kurde, eine prächtige Gestalt, den obersten Rang ein. Er war so eine Art Haushofmeister im Konat Zeffi-Beis. Die Sage ging von ihm, daß er einst in den Bergen seiner ferneren Heimat, dem armenischen Hochland, als Räuberhauptmann berühmt und berücksichtigt gewesen sei. Genaueres mußte man aber nicht. Sicher



Offizierslazarett bei Akbasch

Die
der
und
Golt
weiss
Kind
Sein
feine
behr
und
viele
stehende
Bei
Dau
Hali
dem
eine
hatt
ihre
lam
Nef
trete
Ner
gele
an
jüge
gen
weff
Sch
hatt
als
gefü
Der
be
hatt
geto
ver
den
eine
für
gen
öfie
met
Fal
nen
imm
blie
und
den
ihm
ein
sein
ang
te.
Ha
sch
viel
unt
Er
Me
ten
ber



Ein Mannschaftszelt aus dem Lazarett bei Akbasch



Die Verteilung des Mittagessens



Ein Haar- und Bartschneider im Felde

Bei den Sanitätskolonnen unserer türkischen Verbündeten



Ein Sanitätswagenpark hinter der Front

die Abd ul Hamid entthronte, auch Zeffi-Bei aus der Einöde des armenischen Hochlandes befreite und er nach der heißgeliebten Vaterstadt am Goldenen Horn heimkehren durfte. Glücklicherweise war ihm gestattet worden, sein Weib und Kind mit in die Verbannung nehmen zu dürfen. Seine Meschide war eine tapfere Frau, die um seines und des kleinen Halil willen die Entbehrungen der Verbannung klaglos auf sich nahm und zufrieden war, ihren Mann nicht, wie so viele andere Frauen, allein in die Verbannung ziehen lassen zu müssen. Dort in Wan, wo Zeffi-Bei in einem etwas einsam stehenden kleinen Haus wohnte, hatte sich der kaum vierjährige Halil, unbeaufsichtigt von seiner Wärterin, aus dem Garten entfernt und war trotz allen Suchens eine Weile hindurch nicht zu finden gewesen. Schon hatten die verzweifelnden Eltern geglaubt, daß ihrem Kinde, dem Glück und Inhalt ihres einsamen Daseins, ein Unglück zugestoßen sei, als Mehmet, Halil auf dem Arm, bei ihnen eingetreten war. Zutraulich hatte der Kleine beide Nennchen um den Hals des breitschulterigen Kurden gelegt und schloß auf seiner Schulter. Von da an war die Freundschaft geschlossen. In dem ungelassenen Bergsohn, der seither überall und nirgends in den Felsen seiner Heimat zu Hause gewesen war, erwachte, je öfter er nach seinem Schützling sah, die Sehnsucht nach einem seßhafteren Leben, als er es bisher geführt hatte. Der schöne Knabe Zeffi-Bei hatte es ihm angetan, und dieser vergalt des Kurden Liebe mit einer geradezu kümmerlichen Gegenliebe. Immer öfter kam Mehmet im Lauf der Jahre aus seinen Bergen, und immer länger blieb er in Wan und wohnte in dem Raum, den ihm Zeffi-Bei in einem Nebenbau seines Hauses angewiesen hatte. Dort sah dann Halil in seiner schulfreien Zeit viele Stunden und lauschte den Erzählungen aus Mehrets abenteuerlichem Leben. Als eines

Tages die Stunde der Absetzung Abd ul Hamids und mit ihr die der Befreiung Zeffi-Beis schlug, schien es den beiden Freunden Halil und Mehmet undenkbar, ohne einander leben zu können. Namentlich Mehmet! Er warf sich vor Zeffi-Bei nieder, küßte seine Füße und flehte, ihn mit nach Istanbul zu nehmen, wo er der geringste seiner Diener sein wollte. Seine Bitte wurde ihm erfüllt, und so kam er in das weiße Haus an den süßen Wassern Asiens, das er zum viertenmal für den Sommeraufenthalt hatte herrichten helfen, als der Krieg ausbrach.

An einem Freitag, dem Sonntag der Türken, hatte Halil nach Beendigung des Selamit Urlaub erhalten, um sich von seinen Eltern zu verabschieden und sich zum Einrücken ins Feld zu rüsten. Jubel und Begeisterung trug er im Herzen, und sie klangen aus seiner Stimme, da er berichtete, daß er bereits zwei Tage später nach Anatolien und weiter mit seinem Regiment müsse, um die Bauten der Bagdadbahn vor der Zerstörungswut der Russen und Engländer zu schützen.

Da hatte sich Zeffi-Bei hoch aufgerichtet und mit frohem, stolzem Klang in der Stimme gerufen: Da werde auch ich mich meiner Heimat zur Verfügung stellen und den bunten Rock von einst wieder anziehen! Vater und Sohn waren einander ans Herz gesunken. Meschide-Hanum zeigte sich auch da wieder als tapfere Frau. Sie

ließ kein Wort der Klage laut werden angehtis der Begeisterung von Mann und Sohn. Nur die Hände krampfte sie fest zusammen, und es war ein Muttergebet, wie es frommer in einem Wort nicht ausgedrückt werden konnte, das sich aus ihrem Herzen auf ihre Lippen drängte: Inschallah!

Und Mehmet? Dem wallte das kriegerische Kurdenblut heiß und wild durch alle Adern, da er hörte, daß sein junger Herr, sein Halil-Gendi, in den Krieg müßte. Vielleicht gar in das Hochland, in dessen Schluchten er, Mehmet,



Rauchende Grenadiere Napoleons

die Wege und Stege mit verbundenen Augen finden würde. Da war es für ihn ganz selbstverständlich, daß er mit Halil-Gfendi, wie er ihn seit Jahren nannte, in den Krieg zog. Das hing nur vom Wunsche seines jungen Herrn ab, und daß der dafür war, unterlag für Mehmet nicht dem geringsten Zweifel. Aber es kam anders! Halil-Gfendi erklärte dem vor Kriegsbegeisterung flammenden Kurden, daß es ihm im Feld eine große Beruhigung sei, wenn er ihn in der Nähe des Vaters wisse und ihn nach Möglichkeit umsorze. Da fügte sich Mehmet, aber sein Herz brannte in tausend Schmerzen, da Halil Abschied nahm. Seine ganze leidenschaftliche Anhänglichkeit an den jungen Offizier kam zum Vorschein, da er das Amulett, das ihm die kaum gekannte Mutter am Tage der Geburt umhing, von seinem braungebrannten Hals nahm und es Halil unter heißen Segenswünschen umhing. Dann war er fort und für den Rest des Tages nicht mehr zu sehen.

Acht Tage später begleitete er seinen Herrn an die Dardanellenfront. Zeffi-Bei war als Bin-Baschi (Hauptmann) seinem alten Regiment, dem er vor seiner Verbannung mit Leib und Seele angehört hatte, eingereiht worden und hatte sich in einem der ersten siegreichen Kämpfe bei Kum-Kaleh derartig ausgezeichnet, daß er zum Pascha befördert wurde. Und Mehmet zum Jus-Baschi (Feldwebel). Das war ein stolzer Tag in seinem Leben. Da er Zeffi-Pascha beglückwünschte und den Saum seines Waffenrockes küßte, meinte er, nun fehle nur noch die Nachricht von Halil-Gfendi, daß er gesund sei und es ihm gut ginge, um ihn glücklich zu machen.

Aber Woche um Woche verging, ohne diese heißersehnte Nachricht zu bringen. Die osmanischen Heere, an deren Seite die tapferen deutschen Bundesbrüder für die gemeinsame Sache kämpften, schritten von Sieg zu Sieg auf allen Fronten, und Sultan Mohammed hatte schon den Beinamen Ghafi (der Siegreiche) angenommen. Aber noch immer war die schon vor Wochen erwartete Nachricht von Halil nicht da. Zeffi-Bei konnte wohl kaum mehr unter der Ungewißheit über des Sohnes Schicksal leiden, als es Mehmet tat, der auf seine tausendmal gestellte Frage, was wohl Halil-Gfendi mache, immer dieselbe Antwort von seinem Herrn bekam: Allah bilir, Mehmet! (Gott weiß es, Mehmet!)

Aber eines Tages, da das jubelnde Siegesgeschrei osmanischer und deutscher Soldaten aus den Batterien der Forts von Akhid-Bahr die Echo's an

Gott grüß euch, Alter, schmeckt das Pfeifchen? — Dieses Gedicht kommt jetzt wieder mehr zu seinem Rechte, gesagt und gesungen zu werden. Welche Bedeutung die Pfeife im Felde hat — darüber zu reden ist eigentlich zwecklos; denn jeder, der selber einmal den Rock des Königs getragen hat und der treu gedient hat seine Zeit, weiß, wie unentbehrlich manchem die Tabakspfeife werden kann. Auch in diesem Kriege ist der Tabak ein vielbegehrtes Genußmittel, ein edles Kraut, das in jeder welcher Form willkommen ist, sei es als Zigarette, als Zigarre, sei es in losen Schnitten für den Pfeifenkopf. Manche Feldherren aus früheren Kriegen sind auch wegen ihrer Tabakspfeifen populär geworden, wie beispielsweise Blücher, den wir mit seiner Pfeife an der Raibach sehen. Ja, ja, fragt nur unsere Feldgrauen, was ihnen der Tabak geworden ist.



General Cassale mit der Pfeife

wo er einst als Kind in der Verbannung gelebt und als heranreifender Mann für seines Vaterlandes Größe und Freiheit kämpfte, streckte ihn eine englische Kugel in den Sand. Ueber Zeffi-Paschas Lippen brach ein Stöhnen, und aus seinen Augen fielen brennende Tränen in seinen Bart, da er Mehmet die Mitteilung vom Heldentod des Sohnes machte. Einige Augenblicke stand der Kurde da, als ob er nicht recht verstanden hätte, als ob er gelähmt sei. Dann schrie er auf, laut, gellend, wie eine Adlerrübe seiner Heimatfelsen, der man die Jungen rauben will. Dann warf er sich zum Boden nieder und flehte, daß schmerzestillte Antlitz nach Mekka gewendet, in furchterweckender und doch ergreifender Weise um Vergeltung, daß es schauerlich in die Freuden ausbrüche der Kameraden klang. Demütig wie ein Hund rutschte er dann auf den Knien zu seinem Herrn, der, das Gesicht in die Hände vergraben, stand, und verharrte in minutenlangem Schweigen zu seinen Füßen. Da er sich aber erhob und rückwärts aus dem kleinen Festungsgemach schritt, schien er Zoll um Zoll in die Abenddämmerung hineinzuwachsen.

Tage waren vergangen. An der Dardanellenfront war Kampfesruhe eingetreten: die Ruhe vor dem Sturm! Man sah es an den Bewegungen der Feinde bei Kaba-Tepe, daß sie sich zu neuem Ringen um den Eingang zum Kleinod der Türken, Konstantinopel, rüsteten. Die Festungsbesatzung von Akhid-Bahr und die an der Küste bei Tekke lagernde sah mit stoischer Ruhe und im unerschütterlichen Siegesbewußtsein den Dingen entgegen, die sich im feindlichen Lager vorbereiteten.

Nur einer hatte keine Ruhe. Den trieb es unablässig hin und her, bei Tag und Nacht. Dem dauerte es viel zu lange, bis sich der Kampf entspann. Unzählige male trat Mehmet in den Ausguck der äußersten Batterie und schaute über die Halbinsel Gallipoli hinüber nach der vom grellen Licht der Sommer Sonne überglitzerten Bucht von Saros.

Nicht ein Atemzug ging über seine Lippen, der nicht in wildem Zorn um Rache um Vergeltung für den gefallenen Sohn seines Herrn schrie. Tausendmal hallten sich seine Hände zu Fäusten, daß die Sehnen wie Stricke hervortraten, und in seinen Augen war ein Funkeln, das die hungerigen Wölfe seiner Heimat in den Lichtern trugen. Jedesmal, wenn Mehmet in das trauervolle Antlitz Zeffi-Paschas sah, knirschten seine Zähne aufeinander wie der Meersand unter Fußstritten.



Tabakskollegium der Alten Garde Napoleons

den Felsenwänden weckte und die Möwen von ihren Brutstätten scheuchte, hielt Zeffi-Bei einen Brief in seiner bebenden Rechten, der ihm den Heldentod des einzigen Sohnes meldete. Da,



Blücher mit der Pfeife an der Raibach

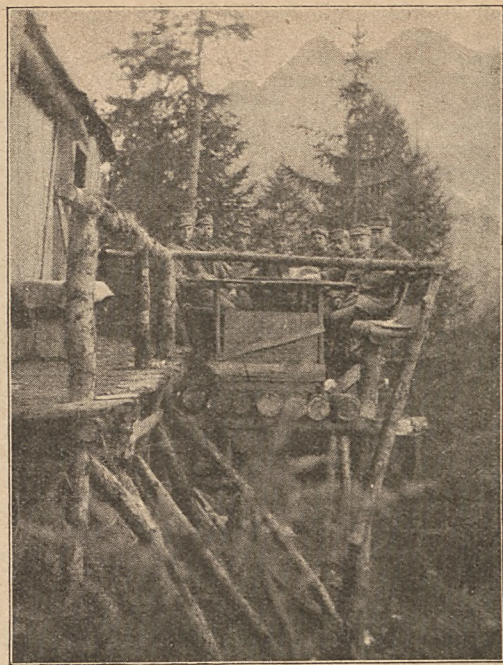


Der Zahnarzt im Schützengraben



Phot. Berliner Ill.-Gesellschaft
Ein Labertrunk am Brunnen

Wir haben hier eine bunte Gesellschaft beisammen: die lustigsten Brüder sind wohl die frisch geschorenen Kameraden, die, der Not gehorchend und nicht dem eigenen Triebe, auf russischem Boden ihre Haare lassen mußten, eben aus besonderen Gründen. Die Fünf im Unterstand haben das größte Recht, sich ein gemütliches Stündchen in ihrem frischgegründeten Reiche zu gewähren: der Bau ist fertig — jetzt ein Trunk, ein Lied, ein Wort! Zwischen diesem Unterstand und dem Lustigen aus den Tiroler Landen ist ein großer Unterschied. Je nun: wenn nur die Bewohner beider zufrieden und gesund sind. Der da jetzt unter den Händen des Zahnarztes glücklicheren Zeiten entgegenharrt, wird erst später, wenn er dies Blatt vor Augen hat, über den Gehilfen am Rad lachen. Und ihr am Brunnen? Seid mäßig!



Ein lustiger Unterstand

Endlich, nach einer Woche, da die aufgehende Morgenröte das Meer und die Küsten rosig erglühete, tauchte eine Anzahl feindlicher Schiffe am Horizont auf, die näher und näher schwammen und unter dem Feuer ihrer Geschütze neue Truppen zur Stärkung ihrer Küstenbesatzung zu Landen versuchten. Kaum flogen ihre ersten Granaten nach Kilid-Bahr, da flogen ihnen schon die Geschosse der osmanischen Mörser um die Masten und rissen sie in Fetzen. Zur Verstärkung der türkischen Landheere begab sich ein Teil der Festungstruppen auf den Kampfplatz. Unter ihnen, die Bekki-Pascha befehligte, Mehmet der Kurde. Ihm hatte der Donner der ersten Kanone eine Erlösung ohnegleichen bedeutet. Ein jubelndes Schükür, Allah! (Gott sei Dank!) kam aus seinem Munde, da er, als die Mittagsonne hoch stand, dem Feind nahe war. Und dann kam eine Ruhe über ihn, unter der sein Antlitz steinern aussah. Durch die Reihen der bereits mit seinen Kameraden kämpfenden Engländer gingen seine Blicke und blieben auf zwei hochgewachsenen blonden jungen Männern haften, die Brüder sein mußten, Zwillingen, denn sie sahen einander fast zum Verwechseln ähnlich. Er fühlte es, daß sie einer Mutter Glück, eines Vaters Stolz sein mußten, und vor seinem Geiste standen der trauernde Vater und die verzweifelte Mutter Halil-Gendis. Den jungen Offizier zu rächen, mußte er die beiden blonden Krieger treffen, es mochte gehen wie es wollte. Er sah nur die beiden nebeneinander kämpfenden, da er blindlings um sich stach und schoß, im Nahkampf immer mehr in den Bereich seiner Waffe rücken. Er mußte, mußte sie treffen, die zwei für den einen, den er mehr geliebt als sonst etwas auf Erden. Das durfte ihm Allah nicht versagen, das nicht! Da sah er ihre hellen Gesichter mit den blonden Haaren vor sich und stürzte sich mit dem Dolche auf sie. Beider Herzblut trank der Küstensand Gallipolis, und Mehmet schrie: Schükür, Allah! Dann bat er Allah, er möge seinen Herrn und ihn gnädig aus der Schlacht zurückkehren lassen, damit er ihm erzählen könnte, wie er, um den einen Heißgeliebten zu rächen, Vergeltung an zweien genommen habe!



Feststimmung nach dem Unterstandsbau



Frisch geschoren — — — aus besonderen Gründen

..... Kriegsschronik

29. März: Sieben russische Angriffe am Narocz-See abgewiesen.

Die Stellungen bei Malancourt erstürmt. Rücktritt des russischen Kriegsministers Polivanow.

30. März: Vergebliche französische Gegenangriffe bei Avocourt. Oesterreichisch-ungarische Flieger über Valona.

Einigung der Reichstagsfraktionen in der U-Bootfrage.

31. März: Erstürmung von Malancourt. Militärische Vorkehrungen in Holland.

1. April: Die Verluste der Russen vom 18. bis 28. März: 140 000 Mann.

Deutscher Luftschiffangriff auf London.

2. April: Untergang des englischen Panzerkreuzers Donegal. Luftangriff auf die englische Ostküste.

Deutsche Erfolge bei Baug und Haucourt.

3. April: Luftbombardement der Docks von London. Alle Stellungen zwischen Haucourt und Bèthincourt genommen.

Russisches Truppenlager bei Dirowki bombardiert.

Die Bierverbandsmächte verschärfen die Blockabestimmungen.

4. April: Deutscher Luftschiffangriff auf Great Yarmouth. Französische Stellungen im Caillette-Wald erobert.

Holländische Erklärung für strikte Neutralität.

5. April: Rede des Reichskanzlers über die Kriegsziele. Französische Angriffe im Caillette-Wald zusammengebrochen.

Ergebnisse der Luftkämpfe im März: deutsche Verluste 14, englisch-französische Verluste 44 Flugzeuge.

Rücktritt des italienischen Kriegsministers Zupelli.

6. April: Luftangriff auf Whitby und Hull. Erstürmung von Haucourt. Oesterreichisch-ungarischer Erfolg bei Selz (Fonzo).

7. April: Beschießung von Görz.

Der Münchner Dichter Michael Georg Conrad war im April 70 Jahre alt. Denkt man an ihn, dann fällt einem nicht irgend eine seiner vielen kritischen oder dichterischen Schriften ein, um auf sein Wesen zu kommen. Dann sieht man ihn vor sich, wie er den weißen Büwensopf, ohne Hut und hoch in der Luft, an der Fiar entlang trägt, durch Vogenhausen spazierend. Und gleich weiß man mit diesem Bilde: dort schreitet ein alter und — in geistiger Bewegung wie im Leben — immer noch rüstiger Kämpfer einher. Täuschung ist unmöglich. So charakteristisch sind Geste und Wesen. Und ein alter Kämpfer, einer in der ersten Reihe, ein Vorkämpfer sogar ist Michael Georg Conrad von je gewesen. In den achtziger Jahren bis in die neunziger hinein war die Wucht seines Wortes von draufgängerischer Gewalt. Es galt etwas in Deutschland. Und wo Conrad Revolution rief, konnte nicht Krähwinkel liegen. So ward er für Süddeutschland die feste Burg, bei der die Truppen des jungen Naturalismus sich vor Angriffen sammelten, von der aus, geschützt von seiner mächtigen Faust, sie ihre Wagnisse in das Land vortrugen. Er war des literarischen Berlin verlässlichster und am weitesten vorgeschobener Posten im damaligen Kampfe. In seiner Zeitschrift hat er manch starkes Talent nachdrücklich auf den Schild gehoben. Und der Franke behielt dabei ursprüngliche Kraft, Unabhängigkeit der Meinung nach allen Seiten. Inzwischen hat er naturgemäß manche seiner Meinungen revidiert. Er verstand, daß Naturalismus auch nur Reinigungsprozeß, nicht letzter Trumpf bleiben konnte. Zu seinem Buche: Von G. Zola bis G. Hauptmann würde



Michael Georg Conrad

er selber wohl manches Kapitel jetzt hinzuzufügen. Vorkämpfernaturen wie seine sind aus ihrem Begriffe heraus Ueberwinder ihrer selbst. Diese Empfängnisfröhlichkeit für alle Dinge der Kunst zeichnet ihn aus und hält den Alten jung. Er hat sich nicht nur um Dinge der Literatur gekümmert. Er war und ist einer der begeisterten Vorkämpfer Wagners, ein unentwegter Bayreuther. Und er kam zu Wagner aus seinen Studien über die italienische Musik. Er hat danach gestrebt, die allgemeinen Zusammenhänge des modernen Kulturaufbaus zu erfassen, und gab eine bemerkenswerte Untersuchung über wirtschaftliche Kämpfe und höhere Kultur. Soll man auch von dem Dichter sprechen? Das wäre ein Kapitel für sich. Man kennt den Dichter Conrad weniger. Und vielleicht liegt in dieser vielfach so ungerechten Vox populi ein gerechtes Urteil. Sein Roman: Was die Fiar raufcht, und insbesondere sein viel späteres Romanwerk aus der fränkischen Dorfwelt: Der Herrgott am Grenzstein, sind ja gewiß von der ihm innewohnenden Kraft populärer Darstellungskunst getragen. Das dichterische Element ist ihnen ebenjowenig wie den Novellen abzuschreiben. Aber mir scheint, der Name Conrad dürfte für die Nachwelt den guten Klang streitbarer Kraft in höherem Maße als den dichterischen haben. Klingt es dem Dichter vielleicht bitter, wird es den Kritiker sicher doch mehr freuen als eine leere Geburtstagsphrase. So alt ist der Siebzigerjährige auch darin nicht, um nicht mit der jungen Generation zu empfinden. Auch wenn es gegen ihn selbst geht. Der Krieg scheint ihn sogar noch verjüngt zu haben.

Aus meinem Tagebuche

Auf meine Betrachtung in diesem Blatte über die Not, die uns durch einen Teil unserer Dienstleute bereitet wird, habe ich eine Anzahl Briefe bekommen, worin sich Dienstmädchen über meine angebliche Anklage in mehr oder weniger

höflichem Tone beschwerten. Als ich die Zuschriften aufmerksam durchgesehen und auch meine Blanderei noch einmal Wort für Wort beachtet hatte, mußte ich den Kopf schütteln. Ja, meine Herrschaften, ich weiß nicht, was Sie wollen? Ich habe doch nur von jener Klasse von Dienstboten gesprochen, die keinen Anspruch auf Lüchtigkeit machen kann — und zu diesem Teil wollen Sie doch sicher nicht gezählt sein. Warum beklagen Sie sich aber dann? Habe ich denn nicht ausdrücklich gesagt, daß man einen Unterschied zwischen guten und tüchtigen Dienstmädchen und faulen und dummen machen müsse! Ich habe doch nur von der Not derjenigen Frauen gesprochen, die unter den Untugenden unbefähigter Dienstmädchen zu leiden haben — von einer Not, die ebenso besteht, wie jene bestehen mag, die durch die Frauen hervorgerufen wird. . . Wenn ich die einzelnen Zuschriften hier abdruckte, wie sie im Original vorliegen, bekämen die Leser einen schlechten Begriff von Frauenlogik, und sie wären erstaunt über die vielen grammatikalischen und orthographischen Fehler. In einigen Briefen wird behauptet, Schuld an dem Mißstand trage in vielen Fällen die Frau und nicht der Dienstbote. Manche Frauen seien so geizig, daß das Mädchen sich kaum sattessen könne. Der Mensch sei geplagt, der schon von frühesten Jugend an sein Brot selber verdienen müsse; Dienstbote sein heiße ein hartes Los tragen. Zwischen der Herrschaft und den Dienstboten werde immer etwas



Mühlbach in den österreichischen Alpen, das durch eine Lawine vom Hochkönig verschüttet wurde

Fremdes bestehen bleiben, auch wenn man viele Jahre in ein und demselben Hause arbeite. Die Mädchen seien die Sklaven ihrer Frauen; jene hätten fast gar keine freie Zeit, von der schlechten Behandlung ganz abgesehen. In einem anderen Briefe wird behauptet, es gebe sehr wenig Frauen, die sich für ihre Dienstboten interessieren — man

noch geistiges Interesse haben“ — so lehne ich ebenso höflich wie bestimmt sowohl diesen Vorwurf wie auch jeden anderen ab. Ich habe weder die guten noch die unbrauchbaren Mädchen nach ihren Fähigkeiten und Fehlern eingeschätzt, ich habe von den Frauen geredet, die unter Anmaßung und unter Dummheit ihrer Dienstboten zu leiden haben. Daß es solche gibt, wird keiner leugnen wollen — daß es auch andere gibt, Edelsteine, sogenannte Perlen von Dienstmädchen — habe ich das etwa bestritten? Komme mir keiner, der mich etwa lehren wollte, was Dienen heißt. Ich weiß das. Komme mir keiner und rede davon, daß Dienen ein hartes Los sei. Wir müssen alle dienen und arbeiten, und ich bin der Letzte, der nicht etwa vor einem tüchtigen Dienstboten den Hut zöge. Vielleicht schlägt ihr mal in Goethes Hermann und Dorothea nach und lest, was da unter dem Kapitel Dorothea steht: Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung; denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen, zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehört. Wohl ihr, wenn sie daran sich gewöhnt, daß kein Weg ihr zu sauer wird, und die Stunden der Nacht ihr sind wie die Stunden des Tages. . . Im übrigen bin ich froh, daß ich dieses Tagebuchblatt mit einem schönen Schlußwort beenden kann. Eine Frau hat mir geschrieben: „Ich habe ein Juwel ohne allen und jeden Fehler seit vier Jahren im Hause; mein Mädchen hat mich tatsächlich noch nie geärgert. Also: ihr gebührt der Lorbeerkranz.“ — Ja, den soll sie haben! — So, und nun hoffe ich, daß alles gut ist, und daß ich jetzt verstanden worden bin. Jedenfalls lasse ich mich auf keine Auseinandersetzungen über diese Frage mehr ein! — Hanns Baum.

folle sich nur die Zimmer der Mädchen ansehen. Dann verlangten die Herrschaften auch zu viel usw. usw. Ich habe von allen diesen mir bekannten Dingen absichtlich nicht in meinem Artikel gesprochen, weil ich nicht so ausführlich habe werden wollen. Ich habe betont, daß die Hausfrauen ohne Dienstmädchen glücklicher sind als jene, die sich mit ungebildeten, anspruchsvollen, unbrauchbaren und damit auch dummen Mädchen ärgern müssen. Wenn in einem Briefe gesagt wird: „Sie dürfen nicht alle Mädchen so niederdenkend einschätzen, es gibt auch solche, die auch

noch geistiges Interesse haben“ — so lehne ich ebenso höflich wie bestimmt sowohl diesen Vorwurf wie auch jeden anderen ab. Ich habe weder die guten noch die unbrauchbaren Mädchen nach ihren Fähigkeiten und Fehlern eingeschätzt, ich habe von den Frauen geredet, die unter Anmaßung und unter Dummheit ihrer Dienstboten zu leiden haben. Daß es solche gibt, wird keiner leugnen wollen — daß es auch andere gibt, Edelsteine, sogenannte Perlen von Dienstmädchen — habe ich das etwa bestritten? Komme mir keiner, der mich etwa lehren wollte, was Dienen heißt. Ich weiß das. Komme mir keiner und rede davon, daß Dienen ein hartes Los sei. Wir müssen alle dienen und arbeiten, und ich bin der Letzte, der nicht etwa vor einem tüchtigen Dienstboten den Hut zöge. Vielleicht schlägt ihr mal in Goethes Hermann und Dorothea nach und lest, was da unter dem Kapitel Dorothea steht: Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung; denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen, zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehört. Wohl ihr, wenn sie daran sich gewöhnt, daß kein Weg ihr zu sauer wird, und die Stunden der Nacht ihr sind wie die Stunden des Tages. . . Im übrigen bin ich froh, daß ich dieses Tagebuchblatt mit einem schönen Schlußwort beenden kann. Eine Frau hat mir geschrieben: „Ich habe ein Juwel ohne allen und jeden Fehler seit vier Jahren im Hause; mein Mädchen hat mich tatsächlich noch nie geärgert. Also: ihr gebührt der Lorbeerkranz.“ — Ja, den soll sie haben! — So, und nun hoffe ich, daß alles gut ist, und daß ich jetzt verstanden worden bin. Jedenfalls lasse ich mich auf keine Auseinandersetzungen über diese Frage mehr ein! — Hanns Baum.

Das hatte sie Graue jenseits schwebeten sie auf, unten Meeresfläche dan Plan ke und es raurigsten. Eumpfer — leif schwell hallent. Da wie ein Traun kamt. Herz freient Hin Die Im gepack bobte immer gewog noch der h der er wolke. Ja, eigent nichts graue hatte: blick rung gegog Schor angefi lich l. Ab Nu hem öster der r jogen der 9 in be fünf Dort was mein das richti Na, l Di nigt Me: nen: verte viele weit ganz einze nur wach der zu f nur Mal G. We gezu der Wix ein näh gen an. häu sche

Im Hindenburgsumpf

Von Alb. G. Krueger

(Schluß)

Das Aussehen der Landschaft hatte sich mittlerweile verändert. Graue Schatten begannen von jenseits der Sümpfe heranzuschweben, gewannen Form, richteten sich von den Sümpfen scharf auf, um sich bald wieder zu senken. War's der Wind, der die Nebelschwaden zuerst hochtrieb und sie dann auf den Sumpf preßte? Man kamen die Schatten näher, und es war, als ob sie einen traurigen Todesgesang anstimmten. Sacht trug der Wind die dumpfen Klänge zu mir herüber — leise einziehend, langsam anschwellend und unbestimmt verhallend, wieder und wieder.

Da durchzuckte es mich plötzlich wie ein elektrischer Schlag. Der Traum war aus, der Gesang erkant. Stürmisch begann mein Herz zu schlagen. Und ein bestreudender Atemzug hob die Brust: Bum — huhuhuu — jau — jau!

Die Wölfe waren's!
Im Nu hatte ich die Büchse gepackt und entfielert. Scharf bohrien sich die Augen in das immer dichter werdende Nebelgewoge vor mir, das die Luft noch unsichtiger machte, als es der hereinbrechende Abend tat, der empowuchs wie eine Hagelwolke.

Ja, aber wo steckten die Bestien eigentlich? Weit und breit war nichts weiter zu sehen als die grauen Ballen. Schnell das Glas! Hatten die Kerle im letzten Augenblick doch noch von mir Witterung erhalten und sich seitwärts gezogen? Eigentlich undenkbar! Schon schmerzten die Augen vom angestrengten Spähen, und schließlich ließ ich das Glas sinken.

Aber jetzt!
Nun sah ich sie auch mit bloßem Auge. Langsam, lautlos, öfter verhoffend, dicht am Fuße der wallenden, grauen Schleier zogen sie heran, gleich Herolden der Nacht, Tod und Verderben in den gierigen Augen. Einer — fünf — zwanzig. Da, noch mehr. Dort weiter neue Rudel. Aber, was ist das? Täuschen mich meine Augen? Nochmals muß das Glas helfen. Wetter ja, richtig auch graue Sibirier dabei! Na, kommt nur näher!

Die Nähe des Nasen beschleunigt die Schritte der Bestien. Gleichzeitig beginnen die einzelnen Rudel sich über das Feld zu verteilen. Und der Futternuß vieler scheucht die anderen noch weiter auseinander. Ueber das ganze Gelände schweifen nun die einzelnen Stücke, im Hintergrunde nur noch als bewegliche Schatten wahrnehmbar. Doch reichlich ist der Tisf gedeckt. Jeder kommt zu seinem Recht. Und unter Gemur und Fauchen beginnt das Mahl.

Eben habe ich das in den Adern rasende Jagdfieber niedergezwungen, da ist ein gut Teil der Wölfe auch schon schußrecht. Wir am nächsten schneidet eben ein mächtiger, äußerst wohlgenährter Sibirier einen der wenigen noch unversehrten Kadaver an. Sein wütendes Knurren und häusiges Seitwärtschnappen scheucht überflüssige Tischgäste



Nach einer Originalzeichnung von H. Jeremias (im Felde)

Der Landstürmer Wagner schreibt an seine Frau:

Liebe Henriette! Deine Liebesgabe habe ich rechtzeitig und gut verpackt erhalten. Es ist gut, daß du mir Zigarren geschickt hast; denn die kann man immer gebrauchen. Wenn der Junge nicht folgen will, so nimm nur einfach den Stock und verhaue ihn das Fell, dem Dackel. Was denkt sich denn der saudumme Bub; der soll nur warten, bis ich heimkomme. Daß die kleine Philippine dir Freude macht, beruhigt auch mich, und die Kuh verkaufe nur nicht an den Veit aus Gochelsheim. Du weißt, daß ich nichts mit dem Manne zu tun haben will. Laß ihn schmusen, so viel er mag. Ich sage dir, daß du die Kuh nicht hergeben darfst, sonst werde ich jaugrob. Heute will ich dir noch meine Wasch schicken; du wirst da manches zu flicken finden. Jetzt habe ich auch den Kerners Gottlob getroffen; ist neulich gekommen. Na, der hat ein schönes Gesicht gemacht, wie er mich gesehen hat. Es schien fast, als ob er mich absichtlich nicht hatte sehen wollen. Aber ich habe ihn doch beim Arm gepackt, und da konnte er nicht anders. Hat der Angst gehabt, ich könnte ihn wegen den paar hundert Mark, die er uns noch schuldet, anfahren. Freund, hab' ich gesagt zu ihm, Freund, jetzt ist Krieg, und du brauchst deine paar Groschen selber; aber nach dem Krieg steige ich dir auf deine Bude — dann wirst du deine Schulden bezahlen. Versteht du mich? So habe ich zu ihm gesagt. Da hat er gegrinst und hat's mir in die Hand hinein versprochen. Und wenn du nun willst, so fahre doch nächsten Sonntag nach Bachheim und besuch seine Alte und bring ihr ein Pfund Butter mit. Ja, tu's! Weißt doch, daß der Kerners Gottlob mir mal aus einer elenden Patzche geholfen hat.

Wir haben hier Kaisers Geburtstag gefeiert, und die Rede, die unser Hauptmann gehalten hat, war großartig. Aber meine Kerze geht bald aus. Wie ist denn nun das bei euch? Ist es wahr, daß Schmidts FINE gestorben ist? Du, die kannte ich doch als Mädchen, und ich glaube, ich habe mich mal mit ihr gezannt. Geh doch mal nach Schmidts und grüße auch den alten Rifer Berner und sage dem, er solle mir wieder mal ein bißchen Most schicken. Vergiß nicht den Lehrer zu grüßen. Er soll den frechen Kerl, unfern Anton, nur ordentlich dazwischennehmen, wenn er nicht folgen will. Und noch heute will ich mit dem Feldwebel sprechen wegen meines Urlaubs. Ich denke schon, daß er mich fortläßt; denn ich tue meine Pflicht genau so wie die andern alle, wenn ich auch schon ein bißchen älter bin als sie. Und wenn ich Urlaub kriege, sollst du mal sehen, wie ich dem Anton zeige, wo Bartel den Most holt. Uebrigens wird es nicht so schlimm sein; wenn er dem roten Jörg eins ausgewischt hat, weil ihn der mit dem Steine schmiß, so hat der Tropf die Strafe wohl verdient. Als Jungens haben wir auch gerauft, und bedenke, daß Krieg ist. Was ich sagen wollte, droben in meiner alten Kiste, weißt, in der Truhe von meinem Großvater, da liegt ein Buch mit Geschichten drin — ich glaub' von Hebel. Da habe ich früher mal drin gelesen — schick mir das, Henriette, ich habe manchmal Langeweile, und Sachen über den Krieg will ich hier nicht lesen. Ich höre und sehe sowieso genug vom Kriege. Das geht dich aber nichts an. Unser Feldwebel hat neulich erst wieder geschimpft, und wir sollten vorsichtig sein. Na, ich kann mein Maul halten. In den Geschichten muß eine Sache stehen von Kannitverstan, ach, das mußt du doch auch kennen. Also, Henriette, mach's gut und schmeiß den Veit aus Gochelsheim raus!

Und was ich noch sagen wollte: von dem Tabak, den du mir neulich geschickt hast, kannst du wieder ein paar Päckchen beilegen. Zu rauchen kann man nie genug haben. Mein Prinzipal hat mir vor acht Tagen eine Kiste Zigarren geschickt, die aber bald alle waren. Das ist nämlich so bei uns hier: manchmal hat keiner was. Und dann plötzlich kommt wieder so viel, daß wir nicht wissen, wohin damit. Und wenn einer was hat, haben die andern auch. Ich habe hier viel gesehen und manches erlebt. Mit unseren Quartierleuten kommen wir ganz gut aus. Die Leute sind jetzt dahinter gekommen, daß wir doch keine solche Barbaren sind, wie es immer geheißsen hat. Wenn nur der Frühling bald käme, dann wäre auch manches besser. Hat es denn bei euch auch nochmal geschneit? Das war eine schöne Ueber-raschung hier. Aber ich denke, es wird jetzt aufhören. Von meinen Strümpfen sind jetzt die ältesten ganz durch. Da mußt du schon sehen, daß ich ein Paar neue kriege; du weißt ja, daß das Fußwerk die Hauptsache bei uns ist. Laß nur den Kopf nicht hängen, damit kommst du auch nicht weiter. Ich grüße und küsse dich. Dein Johann Gottlieb.

davon. Und meine Büchse hebt sich langsam.

Nun kommt es darauf an, daß der Appetit der Bestien so groß ist, daß sie das Knallen des Gewehres aushalten. Diana, gib Segelwind!

Bum! — Zum Henker, nur angekrakt, also tiefer Blatt halten! — Bum! — So recht! — Bum! — Jamos!

Wildes Aufheulen, allgemeines Stutzen jetzt. Die ganze Gesellschaft hebt die Köpfe und sichert nach meiner Richtung. Einige ängstliche Kreaturen klemmen die Rute ein und galoppieren davon. Aber die meisten halten aus.

Wie eine Statue hocke ich reglos mit erhobener Büchse. Langsam, ganz langsam beginnen sich die Köpfe wieder der Mzung zuzuwenden. Und das Geknurr beginnt von neuem. Viel wird heut nicht mehr zu machen sein, denn die Dämmerung bricht schnell herein. Will ich noch zum Schuß kommen, muß ich die Bestien ganz sicher machen.

Schon beginnen meine Arme zu erlahmen. Da rempelt eine Kreatur plötzlich eine andere an. Unter Heulen, Faulen und Knurren beginnt eine wüste Balgerei. Zu meinem Glück. Die anderen ziehen sich von den Kämpfen zurück, und zwei mächtige Wölfe werden mir schußgerecht. Das könnte allenfalls eine Doublette geben. Wollen's versuchen!

Bum! — Bum! — Erledigt! Jetzt wird dem Viehzeug die Sache aber zu dumm. Wie das Wetter fahren sie alle auf und nach den Seiten auseinander. Dann sichern sie erneut. Aber nur einen Augenblick:

Jiff — jiff — jiff — jaff! Der Anschlag der Leithündin, begleitet von dem Klang einer Glocke, tönt aus der Ferne herüber. Im Nu tauchen sämtliche Bestien in den Nebel. Die Jagd ist aus. Und als nun die losgelassene Meute unter ohrenzerreißendem, wahn-sinnigem Geheul herarrast — ist das Leichenfeld leer.

Da hält der Wagen auch schon: Hans, du?

Ja! — Wieviel?

Wier und einen halben! Verzweifelt wenig! — Na, das erste Mal. Morgen wird's besser sein!

Rasch bin ich am Boden, vertrete eilig noch ein wenig die steifgewordenen Beine. Dann klettere ich auf den Wagen, und in voller Fahrt geht's heim. — Vier volle Wochen habe ich Tag für Tag auf dem Anfsitz zugebracht. Siebenundneunzig Wölfe lagen auf der Strecke.

Aber als dann Aufschied genommen werden mußte und ich mit zehn tadellosen grauen Decken die Heimreise antrat, nahm ich die feste Ueberzeugung mit, daß die geflohenen Dstpreußen nach ihrer Rückkehr zunächst alle Hände voll zu tun haben werden, um sich der Bestien zu erwehren.

Aus dem Wechselwild, mit dem man es bisher zu tun hatte, ist längst Standwild geworden. Die Wälder bergen so reichlich Wild. Und die Sümpfe liefern den Wölfen geradezu ideale Schlupfwinkel. Wer wollte sie dort herausholen? Es wäre sicherer Tod!

..... Für den Feierabend

Carmen Sylva plaudert:

Sehr gern tut keiner, was er tun muß! Die Königin setzt nicht gern ihr Diadem auf und steht vor der Menschenmenge, die von ihr ein Wort der Liebe und des Entgegenkommens erwartet, und sie ringt die Hände in tödlicher Verlegenheit und blickt in das Meer von Gesichtern und denkt: Was in aller Welt soll ich den vielen sagen, das sie tröstet oder erfreut und nicht wie eine Lüge klingt und wie hohler Wortschwall!

Der Arbeiter in dem Bureau denkt: Herrgott! Schon wieder auf derselben Stelle schreiben, schreiben, bis die Finger lahm sind, und immer daselbe!

Und der vielleicht am meisten lebendig bleibt, weil er es mit jungen Herzen zu tun hat, der Schullehrer, der jedes Jahr dieselben Sachen die Kinder lehren soll, und wenn eine Klasse fertig ist, gerade da wieder anfangen muß, wo er aufgehört hat, während seine Schüler befreit aufatmen und glücklich sind, in die höhere Klasse zu kommen. Und alle, alle, alle! Keiner tut sehr gern, was er zu tun hat! Jeder denkt, es gäbe gewiß irgendwo eine Beschäftigung, die ihm viel besser gepaßt haben würde. Aber nein, die Muß-

arbeit ist eine Dual, und nur was man tut, wenn man nichts tut, das macht einem Freude!

Ja, am Bach liegen und die Pfeife schnitzen, oder den Ameisen zusehen, wenn man nicht ein Buch über sie schreiben muß, oder gute Musik hören, wenn man nicht Musiker ist und denkt, daß man besser oder schlechter spielt wie der, oder einen Brief schreibt, den man gar nicht zu schreiben braucht, nur weil es eben einem Spaß macht, still zu plaudern und seinen eigenen Gedanken in Form eines Briefes Gehör zu geben, das tut man alles sehr gern! Nicht einmal einen Spaziergang macht man gern, wenn man muß, wenn es eine Aufgabe ist oder regelmäßig für einen anderen geschehen muß, für dessen Gesundheit und zu dessen gleichgroßer Langeweile. Aber einen Spaziergang so ganz, weil man Lust hat, die Nachtigallen zu hören, und weil es ganz einerlei ist, wohin man geht, das tut man gern. Unterricht geben, wenn es einem Spaß macht, ist reizend und eine der allerangenehmsten Beschäftigungen. Wenn man nun einmal probierte, die Sachen ebenso gern zu tun, die man tun muß! Ich habe das als Kind oft probiert und mich wohl dabei befunden. Sogar Rechnen habe ich mit einer Art Passion getan, weil ich sah, daß es anders überhaupt nicht ging, sondern nur,

wenn man es wie einen Sport betrieb und sich selbst Aufgaben stellte. Mich hat nie eine Arbeit gelangweilt, weil ich sie immer getan habe, als machte ich sie nur zum Späße und als wäre es meine einzige Freude, daß die Arbeit recht schön würde. So habe ich Berge von Missalen in Frakturschrift schreiben können, weil es mir Spaß machte, weil ich dachte, daß es schön sein würde, das still in eine Kirche niederzulegen, auch wenn nie mehr ein menschliches Auge darauf fallen würde. Was uns alle Freude verdirbt, ist der Ehrgeiz, etwas besser machen zu wollen als andere, nicht als wir können, sondern als die anderen können, und das ist schon ein häßliches Gefühl, das uns alles verdirbt. Es gibt Menschen, die haben Freude an ihrer Schrift, an einem einzigen Schnörkel, an einem Treppengeländer, das unter ihrem Wischtuche und der Bürste zu glänzen anfängt, an dem Hemde, das sie bügeln, denen ist wirklich das Leben schön, oft ohne daß sie es wissen! Diese Freude! Eine gut geschnittene Feder war in früheren Zeiten schon ein Grund, zufrieden zu sein! Der Faden, den man spannt, der Saum, den man machte: ich habe immer so gern genäht, es ist Handarbeit ein solches Glück in unserem Frauenleben, daß uns die Männer darum beneiden könnten.



Die Königin von Bulgarien besucht ein Soldatenkinderheim zu Sofia